Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 215

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VORARLBERG

Eine Gewissensfrage?

Der Versuch, das Sommerloch mit Vorhäuten zu füllen, ist den Medien einigermassen gelungen, das Hin und Her (eine Diskussion kann mans kaum nennen) dauerte bis Mitte August immer noch an. In Vorarlberg war ich der erste gewesen, der in der Regionalzeitung eine Glosse zum Thema Beschneidung geschrieben hatte, weil es mir komisch vorgekommen war, dass ein Spital in Zürich auf ein Urteil aus Köln reagierte – galt denn in der Schweiz nun auch schon ausserhalb des Bankensektors deutsches Recht? Mittlerweile habe ich dasselbe Argument noch einmal gelesen: «Irritierend ist, dass das Zürcher Kinderspital vorauseilend auf ein deutsches Urteil reagierte, was umgehend die Frage aufwirft, welcher Rechtsprechung sich die Zürcher Ärzte eigentlich verpflichtet fühlen». Das hat jemand geschrieben, von dem ich nicht gedacht hätte, dass wir in irgend einem Punkt einmal derselben Meinung wären, nämlich Roger Köppel in der «Weltwoche».

In Vorarlberg preschte der Landeshauptmann vor: Markus Wallner sprach sich am 24. Juli in einer Pressekonferenz dafür aus, religiös motivierte Beschneidungen an Vorarlberger Spitälern auszusetzen, solange die Rechtslage nicht eindeutig geklärt sei. Auch hier fragte man sich, was in den ÖVP-Politiker gefahren war, dass er sich zu einem Thema äusserte, zu dem er auch einfach hätte schweigen (auch bei uns gilt noch nicht deutsches Recht) oder es, wenns denn wirklich medizinisch gemeint gewesen sein sollte, seinem Gesundheitslandesrat überlassen können. Die meisten Kommentatoren sind der Ansicht, Wallner habe die FPÖ rechts überholen wollen, die wegen des Urteils des Kölner Landgerichts als erste in Vorarlberg ein Beschneidungsverbot gefordert hatte. Mir scheint noch ein anderes Motiv dazuzukommen, mehr davon unten.

Als meine Glosse erschien, dachte ich noch, es handle sich bei dem Kölner Urteil und seinen Konsequenzen um ein Randthema, weil allgemein bekannt sei, dass eine unter hygienischen Bedingungen ausgeführte Zirkumzision eine Bagatelle ist, die zwar bei einem minderjährigen Knaben formaljuristisch eine Körperverletzung sein mag, aber eben nur formaljuristisch, nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinn des Gesetzes. Weiters dachte ich, mittlerweile wisse auch jeder, dass die weibliche Genitalverstümmelung etwas völlig anderes sei als die Beschneidung der Knaben bei Juden und Moslems.

Die Leserbriefe und Postings der nächsten Wochen belehrten mich eines anderen, allerdings nicht Besseren. Dabei irritierten mich weniger die in unseren Internet-Portalen überproportional vertretenen Antisemiten und Türkenhasser als vielmehr einige Ärzte, Juristen und Psychoanalytiker, die ihre Meinungen kundtaten, dass die Beschneidung eine Amputation oder Verstümmelung sei, zu irgendwelchen Problemen beim Geschlechtsverkehr führe, lebenslang als Kastration empfunden werde und dergleichen Unsinnigkeiten mehr. Ein bekannter Journalist warf nicht nur die Zirkumzision mit der Genitalverstümmelung in einen Topf, sondern zog auch noch die (längst verbotene) Deformierung chinesischer Frauenfüsse zum Vergleich heran. Ein Pfarrer fragte, «warum König Epiphanes, die Kaiser Hadrian und Konstantin, die katholische Inquisition, der Stalinismus den unwiderruflichen Bundesschluss mit Gott verboten haben». Ein Arzt (!) und Homöopath schrieb, wer glaube, sich über den Bund Gottes mit Abraham hinwegsetzen zu können, «der argumentiert mit bescheidener Einsicht und möchte sich über den Schöpfer setzen, der immer wieder klare Zeichen setzt und uns wachruft und ermahnt mit zum Beispiel dem fünfstündigen Aufenthalt des Pastors Berglesow im Jenseits im Antlitz und in Zwiesprache mit Christus». Auch die jahrhundertelang als Reliquie verehrte Vorhaut Christi wurde mehrfach aufs Tapet gebracht.

Nüchterner reagierte die Justizministerin Beatrix Karl, wie Wallner bei der ÖVP, auf die Moratoriumsempfehlung des Landeshauptmanns. Sie beschied ihm, es gebe keinen Klärungsbedarf, in Österreich sei die Beschneidung kein strafrechtlicher Tatbestand. Basta. Wallners Gesundheitslandesrat knurrte, den ganzen «Schmarren» hätte man sich auch ersparen können. Der Landeshauptmann hingegen sagte, dass die religiös motivierte Beschneidung dann eben «eine Gewissensfrage» des Arztes sei. Das finde ich eine sehr interessante Äusserung, denn warum soll die in Österreich legale und medizinisch harmlose Beschneidung dann eine Frage des Gewissens sein? Man kann das eigentlich nur als religiös motiviert verstehen: Muss ein christlicher Arzt es mit seinem Gewissen vereinbaren können, Moslems und Juden zu beschneiden?

Ganz unabhängig von diesen Vorgängen ist die Vermutung aufgekommen, es gehe wie immer eigentlich ums Geld. Angeblich werden religiös motivierte Beschneidungen als medizinisch notwendig (wegen Vorhautverengung) ausgegeben, damit sie von der Krankenkasse bezahlt werden. Das ist zumindest in Einzelfällen schon möglich und wäre ein eigenes Thema, und es war wohl kaum die Motivation der Forderungen von Wallner und Egger.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

Grillieren in der Krise

Sommerzeit ist Grillzeit und mit dem Geruch von angebranntem Fleisch hat auch der Dialekt Saison. «Chame das tsch tsch?» In breitem Züricheutsch propagiert ein Schweizer Grossverteiler das Anbraten über offenem Feuer. Man könnte mit Blick auf den Dialekt auch fragen: Grillieren Sie noch oder grillen Sie schon? Diese sprachliche Klippe haben die Werber allerdings bereits lautmalerisch-elegant umschifft.

Auch in den Winterthurer Pünt, so nennt man hier die Schrebergärten, chame tsch tsch. Exakt 2907 Parzellen gibt es auf dem Stadtgebiet, aufgeteilt in über ein Dutzend Reviere und Teil-Reviere. Ausgerüstet mit Lampions und Kalbsbratwürsten hat sich am Abend des 1. August eine Hand voll Feierwilliger in den Pünt begeben, um sich dem kleinbürgerlichen Freizeitverhalten anzubiedern. Auf dem kleinen Sitzplatz ihrer Parzelle heizten sie den Grill ein, und wie die Jäger und Sammler nach erfolgreichem Beutezug freuten sie sich auf ihr Festessen. Den Streit der Parzellennachbarn gab es gratis dazu, begleitet vom Heulen der Raketen. Bald lag ein Dunst aus Schwefel über dem Gelände und es muss ein glücklicher Zufall gewesen sein,

Bücher, Nachbarn … alles kann man tsch tsch. Bild: pd

dass die Würste auf dem Kugelgrill unversehrt blieben. Sie legten nochmals Kohle nach und grillierten, als wären sie ein Stosstrupp des zivilisatorischen Fortschritts inmitten wilder Natur.

Dabei war die Unordnung von Anfang an offensichtlich. Da waren Beete alles andere als mit der Schnur gezogen, da waren schiefe, kahle Bohnenstickel, da ein bracher Blätz, dessen Unkraut sich in die angrenzenden Grundstücke versamte. Die Fahnen, die über dem Gelände flatterten, vermittelten den Eindruck von de Gaulles «Europa der Vaterländer» en miniature: Italien, Spanien, Portugal und so weiter. Aber aller Flaggen zum Trotz: Waren das nicht schlicht Relikte der Domestizierung der Arbeiterschaft? – Bindung an die Scholle? Oder doch eher Zonen des kleingeistigen Privatismus? Schrebergärten taugen als Grillplätze, so viel war klar. Der symbolische Überbau blieb im Lärm und Dunst verborgen, vorgefasste Meinung, Illusion.

Im August bezahlten Italien, Spanien, Portugal, Griechenland sechs bis sieben Prozent Zins an den internationalen Anleihenmärkten. Diese Zahlen sind auch nicht frei von Illusionen und trotzdem werden sie ökonomische Differenzen in Europa auf Jahre hinaus zementieren. Konservative Kommentatoren frohlocken, dass Italienern, Griechen oder Spaniern weniger Freizeit und mehr Arbeit bevorstünde. Etwas bösartiger lässt sich mit der Coop-Werbung fragen: «Chame das tsch tsch?» Keine Frage, man kann. Um es mit Stahlberger zu sagen: «Hüt wird de Nochber grilliert», bei sechs, sieben Prozent auf den Anleihenmärkten.

Wendelin Brühwiler, 1982, arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

TOGGENBURG

Wohnst du schon?

Aus Gwunder habe ich nach den Sommerferien die Toggenburger Zeitungen nach Wohnungsinseraten durchforstet: 4,5 bis 6,5 Zimmer-WG, Konkubinat wird nicht berücksichtigt (wo sind wir denn da?), neu renoviert, IN RUHIGEM (betont grossgeschrieben) Wohnquartier, mit viel Charme (altes Haus?), zentrale Lage (im Obertoggenburg?). 5,5 Altbauzimmer-WG, frisch renoviert für 1200.—Franken, 160 Quadratmeter, guter Zustand (die Gelegenheit?). Immer noch wird hier versucht, mit Exklusivpreisen zu ködern. 4-Zimmer-WG, 750.—Franken exkl., 3-Zimmer-WG, 300.—Franken exkl. Ja, das Toggenburg scheint ein Wohnparadies zu sein. Ein paar Inserate weiter werden Mehrfamilienhäuser angepriesen, die wie Pilze in ehemaligen Landwirtschaftszonen und Fruchtfolgeflächen (ohne Ersatz) aus dem Boden schiessen. 4,5 bis 5,5 Zimmer-WG, grosszügig und hell, zwei Balkone, zwei Nasszellen, zwei WCs, 1900.—Franken inkl. Im Kleingedruckten: Konkubinat wird nicht berücksichtigt! Eine Mega-Wohnung mit mehreren Nasszellen – wenn nicht für eine Patchwork-Familie, für wen denn dann? Auf günstigen Wohnraum angewiesen, haben es Patchwork-Familien auf der Suche schwer, ausser sie finden ein abgelegenes altes Haus ohne Heizung. Abgelegen im Toggenburg sind auch die Asylzentren. Nur haben die Asylsuchenden, die «idyllisch» untergebracht werden, keine Wahl.

Das Berggasthaus Girlen: Idyllisch gelegen für Wanderer, zum Leben zu abgelegen. Bild: pd

Im Asylzentrum Neckermühle lautet die Betreuungsphilosophie seit 1996: Erhaltung und Förderung von Selbstverantwortung und Autonomie. Die Asylsuchenden kochen individuell und eigenständig. Das trägt zur persönlichen Zufriedenheit bei. Alle Aufgaben wie Einkaufen, Kochen, Reinigen, Waschen und Kinderhüten erledigen die Bewohnerinnen und Bewohner selbstständig. Nun hatte im Februar dieses Jahres die Vereinigung der St.Galler Gemeindepräsidenten (VSGP) die Idee, im stillgelegten, abgeschiedenen Berggasthaus Girlen «bis zu fünfzig Asylanten» unterzubringen. Die Asylsuchenden hatten es schwer in dieser abgelegenen Unterkunft, waren unterbeschäftigt, das Essen wurde angeliefert und war teilweise nicht gut verträglich. Der Girlen ist seit dem Mai wieder leer, die Asylsuchenden sind als «Dublin-Fälle» abgeschoben worden oder leben nun in Zuzwil bei Wil (im Herbst wird entschieden, ob der Girlen im Winter wieder für Asylsuchende genutzt werden kann. Anm. d. Red.) Die VSGP hat sich auch was Neues einfallen lassen – und scheint gelernt zu haben. Das neue Zuhause auf Zeit für asylsuchende Mütter und Kinder im ehemaligen Gasthaus Seeben in Nesslau-Krummenau (an der Strasse Richtung Säntis) ist menschlicher, die Tagesstrukturen sind ähnlich wie in der Neckermühle. Diese Bewohnerinnen mit ihren Kindern studieren keine Inserate. Sie suchen nicht nach inklusiv und exklusiv. Sie wünschen sich einfach einen Ort ohne Krieg und mit genügend Essen. «Sind Wilkomm' im schöne Toggeburg» – klingt gut – nicht?

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.

THURGAU

Oh Thurgau, oh Würste

Nein, mir ist der Text des Thurgauerlieds leider nicht vollumfänglich geläufig. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich mich nicht erinnern kann, dieses Lied je in der Primarschule gesungen zu haben. Wo es aber zum kollektiven Kantons-Singsang kommt, liegt meist ja auch der Text auf. Zum Glück. Immerhin soll unser Thurgauerlied in Zukunft vermehrt von jungen Thurgauerinnen und Thurgauern gesungen werden und zum Pflichtstoff in der Thurgauer Volksschule werden, im neuen Lehrplan dann.

Dabei hätte ich reichlich Gelegenheit gehabt, das Lied zu üben, besonders bei der letztjährigen journalistischen Tour d'Horizon in Sachen 1. August mit sechs Veranstaltungen innert zwei Tagen. Diesmal gab's für mich hingegen gerade mal zwei 1. August-Brunches auf Bauernhöfen zu besuchen. In Hüttlingen brannte zwischen Dorf und Thur die Sonne. Der Filterkaffee war ordentlich. Der Musikverein Thurtal-Hüttlingen spielte in einer Scheune für die 400 Bruncher zur Unterhaltung auf. An einer Wand prangte übergross das Schweizerkreuz auf Fahnenstoff. Und irgendwann erklang das Thurgauerlied. Wofür sich aber niemand zu interessieren schien. Die Rösti schmeckte zu gut mit den Spiegeleiern aus lokaler Produktion, ebenso der Käse aus der Dorfchäsi und das selbstgebackene Brot der Bäuerin. Es standen nur die, welche sich am reichhaltigen Buffet bedienten. Nirgendwo eine Hand auf der Brust, keine kräftige, in Männerchören gestählte Stimme zu hören. Alle einfach nur am Essen, und dazu ein lüpfiger Marsch. Am zweiten Brunch, in Homburg, war es dann schon zu spät fürs Thurgauerlied. Und sowieso war gar keine Kapelle zugegen.

Was ist eine richtige Thurgauer 1. August-Feier? In Tobel-Affeltrangen, dem rechtesten Thurgauer Flecken, würde sich wohl sogar der WC-Gänger im WC-Wagen neben dem 1. August-Festzelt von der Schüssel erheben, sobald die ersten Takte ertönen. Aber sonst gelten andere Prioritäten. Ein Bauernhof-Brunch ist keine offizielle Bundesfeier. Und wenn es allen schmeckt, dann ist dies beste Werbung fürs Image des Kantons und seiner Landwirtschaft. Da präsentieren sich die hiesigen Bauern noch einmal als gute Produzenten, während die unleidige Bundes-Agrarpolitik 2014-17 schon vor der Türe steht.

Dem Vernehmen nach soll es heuer auch Thurgauer Bundesfeiern gegeben haben, bei denen sich zum Thurgauerlied nicht einmal die Hälfte der Anwesenden von den Festbänken erhoben habe, weil die Mehrheit zu bettlägerig war, um drei Minuten stehen zu können. Weiter gab es Feiern, bei denen nur der Schweizerpsalm gesungen wurde, und solche, bei denen sich ein Mitglied des Regierungsrats demonstrativ erheben musste, damit alle anderen auch auf-

KOENRAAD DEDOBBELEER

Formidable Savage Repressiveness

—

8.9. – 11.11.12

Montag bis Samstag 13 bis 20 Uhr | Sonntag 11 bis 18 Uhr
Grünbergstrasse 7 | CH-9000 St.Gallen | www.lokremise.ch

LOK
KUNST MUSEUM ST.GALLEN

standen. Wieder andere, bei denen man sowieso stand. Und schliesslich jene, an denen Gratis-Grillwürste an die entsprechend zahlreich anwesende Bevölkerung verteilt wurden. Mit Fleisch, hoffen wirs, aus einheimischer Produktion von glücklichen Thurgauer Tieren.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturvermittler, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

APPENZELL

Klassische Sujets

2013 feiern die beiden Appenzell: 500 Jahre in der Eidgenossenschaft, 1513–2013. Mannigfaltige Jubiläumsaktivitäten sind angesagt. Das bietet Gelegenheit zu beobachten – und sich Gedanken zu machen, über das, was die beiden Kantone ausmacht. Und vielleicht auch, was sie dereinst sein wollen; wer weiss?

Eine der ersten Aktionen im Rahmen der Feierlichkeiten war ein Publikumsvoting, das die Schweizerische Post zusammen mit «AR · AI 500» durchführte. Fünf Gestalterinnen und Gestalter hatten Sonderbriefmarkenentwürfe ausgearbeitet. Als Siegermarke ging ein Sujet hervor, das ein bisschen grüne Wiese, ein bisschen Kronberg und Säntis, ein bisschen blauen Himmel und im Zentrum die Passfotos von Appenzeller Ziege und Appenzeller Bläss – traulich beisammen – zeigt. Vorne AR und AI und zwei Schweizerkreuzchen: auf rotem Grund und auf Blässens Brust. «Die Erfahrung zeigt, dass in Publikumsabstimmungen oft klassische Sujets am meisten Anhängerinnen und Anhänger finden», steht in der Medienmitteilung der Kantone.

© Die Post

Appenzeller Ziege, Appenzeller Bläss, Appenzeller Musik, Appenzeller Käse, Appenzeller Witz, Appenzeller Alpenbitter, Appenzeller Biber, Appenzeller Haus. Oha, beim Aufzählen wird mir so richtig bewusst, dass die Kantone ihr «Appenzell» mancherorts ganz klug und nachhaltig einsetzen. Das soll ihnen erst mal ein anderer Kanton nachmachen. Diese Vielfalt geht auf keine Marke. Und wenn dann noch der Säntis, die grüne Wiese, die Höger, die Töbel, die Sennen, die Silvesterchläuse und die Bären dazukommen, dann ist die Identitätsfrage lanciert. Was darf auf die Marke? Es wäre reizvoll, diesen Fragen im Rahmen von «AR · AI 500» nachzuspüren. Sind die klassischen Sujets beider Appenzell tatsächlich Geiss und Bläss und Säntis? Zu den 500 Jahren Mitgliedschaft in der Eidgenossenschaft gehören lediglich 84 Jahre gemeinsamer Geschichte. 426 Jahre getrennte Geschichte hinterlassen nur unverfängliche klassische Sujets, könnte man versucht sein zu resümieren: Käse, Biber und Musik, den Hund und die Geiss und das Häuschen mit Gärtchen, wobei beim genauen Hinschauen Unterschiede zutage treten, Schattierungen zwischen innen und aussen, zwischen vorne, hinten und der Mitte. Einzig die Topographie hat etwas Übergreifendes, auch etwas Zeiten Überdauerndes. Die katholischen Wiesen sehen aus wie die reformierten, der Säntis «gehört» beiden und den St.Gallern grad auch noch und den Touristen sowieso. Und die charakteristischen Wasser, die in den Rhein und den Bodensee fliessen, sie gehören genauso auch den anderen am anderen Ufer. Neben «Gefällt mir»-Klicks, die ja offensichtlich Voraussehbares hervorbringen, freue ich mich darauf, im Rahmen von «AR · AI 500» auch differenziert über Gemeinsamkeiten und Unterschiede nachzudenken und verschiedene Meinungen zu hören.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

SCHAFFHAUSEN

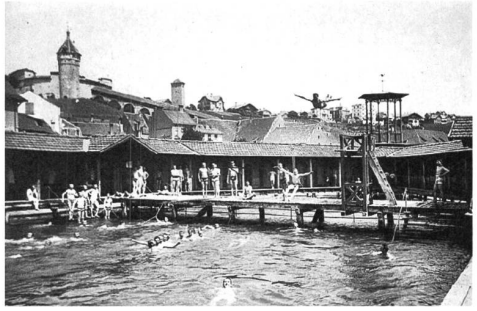
Reclaim Schaffhausen

Nach dem Tschutten auf dem Emmersberg zur Abkühlung in den Rhein springen und dann flätzen auf den Holzbrettern der Rhybadi. Für ein paar Stunden den Herrenacker besetzen. Oder am Rheinufer tanzen, bis die Polizei kommt. Ich habe diesen Sommer genossen, wie ich noch keinen Sommer genossen habe.

Das lag auch daran, dass ich ihn zu früh abgeschrieben hatte. Schuld war nicht das Wetter, sondern ein Abstimmungskampf, der für Schaffhauser Verhältnisse ungewohnt brutal ausgetragen wurde (Kollege Odermatt berichtete an dieser Stelle). Es ging um nichts als die Zukunft der Rhybadi, und die Befürworter eines Bistros im unteren Bereich des Kastenbads verunglimpften die Gegner als «Taliban» (Urs Tanner, SP-Grossstadtrat) oder «Saboteure» (Lukas Baumann, Künstler). Die Gegner wiederum zahlten es allen heim, die von einer «Aufwertung» sprachen, und dissten die Befürworter als «Soirée-Cüpli-Trinker» (Christian Erne, Blogger).

Das war durchaus persönlich gemeint. Denn nicht wenige Befürworter waren Linke, zum Teil langjährige politische Weggefährten, und ich konnte schlicht nicht verstehen, wie sie einen derart einzigartigen Ort wie die Rhybadi zum üblichen Mist aus Bad und Bistro bis Club umfunktionieren wollten – alles über die Köpfe der Badegäste hinweg. Die Wut, die mich im Verlauf des Abstimmungskampfs überkam, kenne ich nur vom Streit in der Familie. Ich weiss nicht, ob ich den Befürwortern jemals hätte vergeben können, wäre die «Aufwertung» durchgekommen.

Doch dann wurde alles gut: 73,4 Prozent der Stimmberechtigten legten am 17. Juni ein Nein in die Urne, und auch die Verschwisterung mit der Alternativen Liste liess nicht lange auf sich warten. Über ein Postulat von AL-Grossstadtrat und Rhybadi-«Aufwertungs»-Befürworter Simon Stocker fand die linke Kleinpartei zurück



Unaufgewertet schön wie eh und je: die Rhybadi. Bild: pd

zu ihrer Existenzberechtigung – zum kreativen Widerstand. Und dadurch zu einer Aufwertung ohne Anführungs- und Schlusszeichen.

Stocker hatte vom Stadtrat gefordert, dass der Herrenacker, diese Presskieswüste mitten in der Altstadt, die nur für Megaevents wie etwa das Open Air namens «das festival» taugt, mit beweglichen Spielen, Schattenspendern und Sitzgelegenheiten belebt werden sollte. Als sein Vorstoss im Grossstadtrat abgelehnt wurde, rief die AL zur Besetzung ebendieses Herrenackers auf: An zwei Samstagnachmittagen im Juli versammelten sich gegen fünfzig Leute, spielten Pingpong und Fussball, grillierten und tranken Bier.

Der Soundtrack zur Besetzung kam von der Gruppe NZN. Fredi B, Herr Mehr und Rena Lou und ihr Soundsystem – Laptop, Mischpult und Boxen auf einem Veloanhänger, an einen Generator angeschlossen – waren da bereits freilufterprobt. Am Samstag vor der Rhybadi-Abstimmung hatte NZN zur illegalen Party beim Wasserkraftwerk der EKS aufgerufen. Auf einer kleinen Wiese am Zürcher Rheinufer, gleich unterhalb der Schleusen und neben dem rauschenden Rhein, feierten etwa hundert Menschen zu elektronischer Musik. Bis um halb zwölf die Polizei auftauchte und den Saft abdrehte.

Nach der Party beim EKS und den Gastspielen auf dem Herrenacker zog es NZN raus ins Grüne. Zuerst auf einen Spielplatz hinter dem Waldfriedhof, wo getanzt wurde, bis morgens um drei der Generator ausfiel. Und dann, in der Nacht auf den Nationalfeiertag, auf die Weiherwies in Herblingen. Dort schaute zwar wieder eine Polizeistreife vorbei, doch die Leute durften bleiben. Und als die Uniformierten abgezogen waren, pumpten die Beats weiter, bis die Sonne aufging.

NZN lockte mich diesen Sommer dreimal raus aus dem kleinstädtischen Mief. Und, jawoll, dabei ging es ums Festen. Die gemeinsamen Aktionen mit der AL auf dem Herrenacker sagen mir jedoch, dass es um weit mehr ging. Darum nämlich, etwas gegen immer mehr Regeln und Kommerz im öffentlichen Raum zu unternehmen. Was mit der Grund war, weshalb ich mich so leidenschaftlich gegen die «Aufwertung» der Rhybadi eingesetzt hatte.

Christian Erne, 1980, ist Lehrer, Kulturschaffender und Blogger.

Grenzfälle

Kaspar Surber, früher «Saiten»-Redaktor, schreibt für die «Woz» seit Jahren über Migrationspolitik. Recherchen führten ihn nach Lampedusa und Griechenland und an die Orte, wo Europas Grenze hergestellt wird: in Warschau zur Grenzschutzagentur Frontex und in Strasbourg zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte – sowie in der Schweiz ins Büro von Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Diesen Monat erscheint sein Buch «An Europas Grenze». Der Historiker DAVID LOHER *traf sich für «Saiten» mit ihm.*

«SAITEN»: Du warst in den letzten beiden Jahren oft an Europas Grenze unterwegs: Was ist sie denn überhaupt, diese Grenze?

KASPAR SURBER: Zuerst ist die Grenze einmal ein Konstrukt. Und als ein solches muss man sie auch verstehen in der politischen Diskussion. Diese geht nämlich sehr stark von gewissen Prämissen aus. Eine der Leitunterscheidungen ist, dass es eine legale und eine illegale Migration gibt. Man sollte deshalb besser von einer illegalisierten Migration sprechen. Das wirft dann wiederum einige Fragen auf, wie man politisch weiterdiskutieren soll.

Bleiben wir noch bei der Grenze als Konstrukt: Zahlenmässig macht die sogenannte «illegale Migration» nur einen kleinen Teil der gesamten Migration nach Europa aus. Warum ist es dennoch wichtig, genau hinzuschauen und diese Orte, wo Grenze inszeniert wird, zu besuchen?

Es ist in der Tat so, dass diese Grenze sehr stark medialisiert ist. Ich glaube, dass es wichtig und folgerichtig ist, wenn man in einem ersten Schritt diese Orte besucht und zu beschreiben versucht, was dort überhaupt geschieht. Aber es stimmt: Irgendwann erschöpft sich dieser Blick auf die Grenze. Man läuft ständig Gefahr, die Grenzziehung zu reproduzieren, indem man sagt, dass eine Grenze genau dort verläuft. In Lampedusa oder am Evros zwischen Griechenland und der Türkei.

In deinem Buch entgehst du dieser Gefahr, indem du zeigst, wie dieses Grenzspektakel inszeniert wird. Ich denke da etwa an die Szene mit dem griechischen Polizeichef Georgios Salamangas, der an der griechisch-türkischen Grenze in Orestiada bei Eiskaffee und Zigaretten der halben Medienwelt Auskunft gibt und der so zum Symbol für den Kampf gegen die «illegale Einwanderung» nach Griechenland wird. Du blickst im Buch gleichsam von der Seite darauf und machst so die ganze Inszenierung sichtbar. Das erinnert an das cinéma vérité eines Jean Rouch.

Ich habe manchmal beim Schreiben an einen anderen Filmemacher gedacht: Villi Hermann, der zusammen mit Niklaus Meienberg den Film «Es ist kalt in Brandenburg» gemacht hat. Er meinte, dass man im Film den Prozess des Forschens sichtbar machen muss. Deshalb darf auch ein Mikrofon oder ein Scheinwerfer zu sehen sein.

Das Buch zeigt, dass Grenze nicht nur an den Rändern Europas stattfindet. Du hast auch das Hauptquartier der Europäischen Grenzschutzagentur Frontex in Warschau besucht. Über die Rolle von Frontex ist wenig bekannt. Was ist dein Fazit?

Das war eine sonderbare Begegnung mit diesem Herrn Laitinen, dem Executive Director von Frontex …

Das kann man sich vorstellen, wenn man die Passage liest.

Zuerst muss man festhalten, dass Frontex keine Grenzschutztruppe ist. Was mich interessiert, ist die Art der Regierungstechnik: Bestimmte gesellschaftliche Fragen werden an eine Agentur ausgelagert, die der demokratischen Gemeinschaft praktisch keine Rechenschaft schuldig ist. Bei Frontex erkennt man einige Dinge, wie heute regiert wird. Es geht um ein Regieren über Wissen. Kernstück von Frontex sind die so genannten Risk Analysis. Migration wird zuerst als ein Risiko verstanden. Daneben gibt es einen Bereich, den man besonders im Auge behalten muss: die Zusammenarbeit mit der Rüstungs- und Sicherheitsindustrie – einfach deshalb, weil das wirklich Big Business ist!

Die Grenze als Konstrukt: Dabei soll man aber nicht vergessen, dass das Grenzspektakel sehr reale – mitunter tödliche – Folgen hat für die Einzelnen.

Die Frage ist doch, was macht die Grenze mit einer Person, welche sie überschreitet. Das ist der interessante Punkt! Die Person trägt die Grenze irgendwie mit sich fort. Im Moment des Grenzübertritts gerät sie in eine untergeordnete oder prekäre Rechtsstellung. Das kommt in der Losung der illegalisierten Mexikanerinnen in Kalifornien sehr treffend zum Ausdruck: «We didn't cross the border, the border crossed us.» Ich bin überzeugt, dass es schlussendlich beim Ganzen um die klassische Frage von gesellschaftlichem Ein- und Ausschluss geht. Aber du, David, beschäftigst dich ja in deiner Forschung auch mit dem Europäischen Grenzregime. Wie gehst du mit diesem Problem um?

Je länger ich mich mit dem Thema auseinandersetze, desto mehr empfinde ich ein Unbehagen über diese Fixierung auf die Grenze – auch in meiner eigenen Arbeit. Der französische Sozialanthropologe Didier Fassin kritisiert, dass die Forschungen über «borders» und jene über «boundaries», also über Staatsgrenzen und gesellschaftliche Grenzen, nicht zusammengeführt werden. Ich bin überzeugt, dass hier der Schlüssel liegt. Genau wie du gesagt hast: Die Grenze schreibt

Prototyp des elf Kilometer langen Grenzzaunes, der jetzt an der grieschisch-türkischen Grenze gebaut wird. Bild: Georg Gatsas

sich in die Person ein. Wir müssen vermehrt der Frage nachgehen, was nun mit dieser Person geschieht in Bezug auf ihre Position im sozialen Raum.

Einverstanden. Mit der Perspektive auf die Grenze stellt sich einerseits die Frage nach der Bewegungsfreiheit. Andererseits müssen die Überlegungen darüber hinausgehen: Man kann beobachten, wie sich die linke, fortschrittliche Forderung nach Bewegungsfreiheit eigentlich exakt deckt mit einer neoliberalen Position. Inhaltlich hat das durchaus seine Logik. Aber der Unterschied zeigt sich neben dem emanzipativen Moment, das sicher nicht zur neoliberalen Vorstellung gehört, vor allem dann, wenn es um die Verknüpfung der Forderung nach Bewegungsfreiheit mit der Diskussion über die Verteilungsgerechtigkeit geht. Der Kampf um die gleichen Rechte, das ist der Kampf, den die Linke in den nächsten fünfzig Jahren führen muss.

Also sollten wir aufhören, weiter über Migration nachzudenken?

Auf keinen Fall! Ich wehre mich gegen eine Tendenz in der Linken, sich nur auf das Soziale zu konzentrieren und die Migration ganz auszuklammern. Man muss durchaus über Migration sprechen; einfach als eine progressive und gestaltende Kraft.

Wo zeigt sich denn diese progressive, gestaltende Kraft der Migration?

Ich denke etwa an die Gruppe junger tunesischer Technikstudenten, die ich in Lampedusa angetroffen habe. Sie haben den Aufbruch, von dem alle nach dem Sturz des Ben Ali Regimes sprachen, wörtlich genommen. Gemeinsam haben sie sich mit einem Boot Richtung Europa aufgemacht. Nicht anders als die vielen jungen Menschen aus der Schweiz, die Jahr für Jahr nach Berlin oder New York aufbrechen.

Du bezeichnest sie im Buch als Glücksritter. Damit wendest du dich gleichzeitig dagegen, Migrantinnen und Migranten auf die Opferrolle zu reduzieren. Weshalb ist dir dieser Punkt so wichtig?

Werden Migrantinnen und Migranten nur zu Opfern gemacht, dann lässt dies die Hierarchisierung, welche die Grenze schafft, unangetastet. Das finde ich gefährlich. Ein blosser Menschenrechtsdiskurs, der auch in der Linken verbreitet ist, läuft genau darauf hinaus. Wenn sogar Philipp Müller, der Präsident der Freisinnigen, in der Asyldebatte das Menschenrechtsargument hervor nimmt, um die Politik noch weiter zu verschärfen, dann kann etwas nicht stimmen: Er sagt, wir führen jetzt die Nothilfe für alle ein, aber die vulnerablen Personen nehmen wir davon aus. Oder wir bekämpfen den Menschenschmuggel, weil es ein kriminelles Geschäft auf Kosten der Migrantinnen und Migranten ist. Was dabei verschwiegen wird, ist die Tatsache, dass die Schlepper lediglich deshalb ihr Geschäft machen können, weil Migration illegalisiert wird.

Und noch etwas klingt im Begriff des Glücksritters an: Migration bleibt aller Kontrolle und Repression zum Trotz etwas Widerspenstiges und Eigensinniges. Sollten wir Migration also als soziale Bewegung im doppelten Wortsinne verstehen?

Es ist einfach so, dass sich Migration nicht wie eine Wasserleitung regulieren lässt, so wie die bürgerlichen Politiker gerne das naive Bild zeichnen. Migration hat etwas Exzessives. Und so behaupte ich immer, dass aller Repressionen und Asylverschärfungen zum Trotz die anderen auf verlorenem Posten stehen. Wenn ich durch das Linsebühl, mein Wohnviertel in St.Gallen, gehe, dann hat es da einen dominikanischen Coiffeurbetrieb, einen russischen Spezialitätenladen und etwas weiter oben einen Kiosk von offensichtlich hoch politisierten Eritreern. Eigentlich, nach allen Regeln der Kunst bürgerlicher Grenzziehung, dürften sie allesamt nicht hier sein. Und doch sind sie da und verändern durch ihre Anwesenheit die Gesellschaft.

David Loher forscht an der Uni Bern im SNF-Forschungsprojekt «How Does Border Occur?» zum Europäischen Grenzregime.

Kaspar Surber: An Europas Grenze. Fluchten, Fallen, Frontex. Erscheint im September im Echtzeit Verlag. Fr. 29.90.
Buchvernissage: Palace St.Gallen. Mittwoch, 26. September, 20.15 Uhr.

Gerüstet für alles

Ein Tag in der Küche des Solidaritätshauses in St. Gallen-St. Fiden, das im September seinen ersten Geburtstag feiert.

VON ANDREA KESSLER

Die Ochsenherz-Tomaten sind im Laden liegen geblieben. Vermutlich waren die Bio- und Pro-Specie-Rara-Tomaten den Konsumenten zu teuer. Jetzt liegen sie überreif in der Küche des Solidaritätshauses in St.Fiden. Die Schweizer Tafel, die bei Grossverteilern abgelaufene Esswaren abholt und an Bedürftige verteilt, hat sie heute früh in rappelvollen Gemüseharassen, zusammen mit Kopfsalaten, Sellerie, Radieschen und Schnittlauch, angeliefert. Alles problemlos geniessbar.

Weil die eine Küchenteamhälfte – Solomon – noch fehlt, hat sich Susann eine rostrote Kochschürze umgebunden und schon einmal allein begonnen. Sie hat Zwiebeln angeschwitzt und die Pouletstreifen angebraten. Am Mittagstisch wird heute Salat, Linseneintopf und Poulet in Blätterteig serviert. Jetzt kramt sie in den Schubladen nach einem grossen Ofenblech. Keines da.

Susann ist eine von Dutzenden Freiwilligen, die im Solidaritätshaus mit den Asylsuchenden und Migranten kocht, sie berät, mit ihnen lacht und Feste feiert. Nur an die Küche muss sich Susann noch gewöhnen. Sie hat früher häufiger im Bierhof gekocht, als der Mittagstisch noch dort einquartiert war. Das ist eine Weile her. Im Mai 2011 zügelte die Küche von der Bierhof-Übergangslösung ins noch mitten im Umbau befindliche Solihaus nach St.Fiden, das so, noch vor der offiziellen Eröffnung im September, zur Heimatadresse der multinationalen Familie wurde. Hier fühlt sich jeder wohl.

Während Susann im ersten Stock in der warmen Küche fuhrwerkt, sitzt István Deér, der Hausleiter, von allen Öcsi genannt, im kühlen Büro im Parterre und telefoniert mit einem kranken Solomon. Dann klopft es resolut an die Tür. «Kann ich hier meinen Mann fürs Kochen anmelden?» fragt eine Somalierin mit vorgeschobenem Bauch. Essen gibt es hier nicht nur für Nothilfeempfänger. Niemand wird weggeschickt. Für einen Essens-Bon kann sich jeder den Teller vollschöpfen lassen. Alles was man dafür tun muss, ist mithelfen. Es gibt Bons fürs Boden aufnehmen, abwaschen, kochen. Sie können auch getauscht und verschenkt werden. Das funktioniert gut.

Es kann losgehen

Mit fieberglasigen Augen steht Solomon plötzlich doch noch in der Küche und erklärt, dass es kein grosses Blech, sondern mehrere kleinere gibt, die man auf den Rost stellen kann. Dann nimmt er sich ein grünes Brett, um darauf den Salat zu rüsten. In der Küche herrscht System. Grün für Gemüse, blau für Fisch, rot für rotes Fleisch, gelb für Geflügel, weiss für Brot. Der Abfall wird getrennt, Rüstabfälle werden kompostiert.

Solomon wäscht den Blattsalat, rüstet Cherry-Tomaten, schnetzelt Radieschen und findet irgendwo noch drei Karotten, sein Lieblingsgemüse. Dazwischen diskutiert er mit einem äthiopischen Freund auf Amharisch und nickt ernst, als ihm Öcsi erklärt, wenn er krank sei, reiche ein Anruf, dann müsse er doch nicht kommen.

Je näher die Mittagsstunde rückt, desto lauter wird es unter dem weissgestrichenen Dachgebälk. So viel Lachen ist hier. Susann sorgt sich um die bleichen Blätterteigtaschen im Ofen und hofft, dass das Essen reicht. Solomon steht mit seinen Salaten am Kücheneingang parat. Ready für die Essensausgabe.

Ein Teller nach dem anderen wird gefüllt, zwanzig, dreissig, vierzig, und als wäre es perfekt berechnet, landen die letzten Salatblätter auf dem Teller des Letzten in der Reihe, bei Öcsi. Dann geht es wieder von vorne los. Susann stellt strahlend den mit Ochsenherz-Tomaten veredelten Linseneintopf auf die Anrichte, der Reis ist perfekt durch und die Blätterteigtaschen knusprig braun.

Plötzlich Terroristin

Bis zum 17. April 2009 war alles gut, erzählt Dilek, die an einem Tisch neben Öcsi sitzt. Das Solihaus ist zum Bersten voll, jeder Stuhl besetzt, auch draussen auf der Terrasse. Zwölf Jahre arbeitet Dilek als Buchhalterin beim türkischen Gewerkschaftsverbund Kesk. Dann fährt die Polizei ein. Die Büros werden durchsucht, 36 Leute mitgenommen, sie würden die PKK unterstützen. Auch Dilek soll ins Gefängnis. «Ohne … Wie sagt man? … Entschuldigung!» ruft Dilek und zischt durch ihren Langenscheidt – «Gerichtsverfahren!» Die damals 33-jährige alleinerziehende Mutter eines vierjährigen Sohnes weiss nicht, was sie tun soll, weiss nicht, was passiert ist. Die Demo für Frauenrechte, an der sie teilgenommen hat, war eine bewilligte Kundgebung, die Feier des kurdischen Neujahrsfestes legal. – Dilek beantragt in der Schweiz Asyl. Sie mag den Gedanken, dass es hier vier Nationalsprachen gibt; nicht wie in ihrer Heimat, wo ihre Muttersprache verboten ist. Fünf Monate wartet und schweigt sie, bis sie das Visum erhält. Sie kauft zwei Flugtickets und verlässt mit ihrem Sohn ihr Leben. Im Flieger verliert sie viel Blut, etwas ist in Dilek kaputt gegangen.

Zurück im Leben

Nach dem Essen gibt es Kaffee und Früchte. Susann ist müde, aber zufrieden, Solomon hat nichts essen mögen und ist wieder heimgegangen. Drei Tibeter waschen ab und räumen auf.

Draussen in der Nachmittagshitze packt Öcsi die Einladungskarten für das Jubiläumsfest in Couverts und erzählt, wie er als Zwölfjähriger 1956 aus Ungarn in die Schweiz geflüchtet ist. Damals wurden über 10'000 ungarische Flüchtlinge freudig aufgenommen und ihr Kommen als Sieg über den Kommunismus gewertet. Jetzt erleichtert Öcsi den Flüchtlingen den Start.

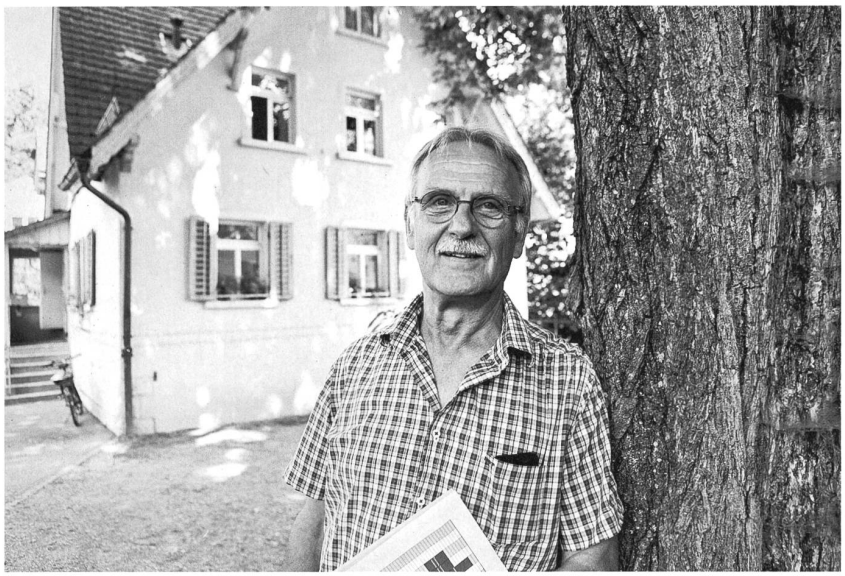
Dilek hat sich mit ihrem Kaffee in die Stube hinter der Küche zurückgezogen. Schon seit 22 Monaten warten sie mit ihrem Sohn auf Bescheid. Drei Mal wurden sie transferiert, jetzt leben sie in einer kleinen Wohnung im Appenzellerland und wird von der dortigen Gemeinde unterstützt; vor allem die Betreuung ihres Sohnes könnte sich Dilek mit ihrem Sozialhilfegeld nicht leisten. Dafür kann sie jetzt in St.Gallen in der kostenfreien Integra-Schule den Deutschunterricht besuchen. 160 Eingeschriebene hat die Schule, die wie das Solihaus aus dem Solidaritätsnetz Ostschweiz entstanden ist und ebenfalls von Freiwilligen betrieben wird. «Ich will keine Bettlerin sein. Ich will arbeiten. Aber dafür muss ich Deutsch können!»

Dilek schüttelt ihre selbstgeschnittenen rotbraunen Locken. Früher hat sie gerne Kleider angezogen, jetzt trägt sie ein überlanges violettes T-Shirt und Leggins. Aber Dilek mag wieder an ein Leben glauben. Im Asylzentrum Landegg hat sie jemanden kennengelernt. «Wir haben das gleiche … Entschuldigung!» – sie flitzt durch den Langenscheidt – «Schicksal!». Er weiss auch, dass sie keine Kinder mehr bekommen kann; das viele Blut damals im Flieger … Die Narbe am Unterbauch heilt erst. Dilek trinkt ihren Kaffee aus, verabschiedet sich fröhlich und hinkt mit ihrem Langenscheidt los. Sie will nicht zu spät in den Deutschunterricht kommen.

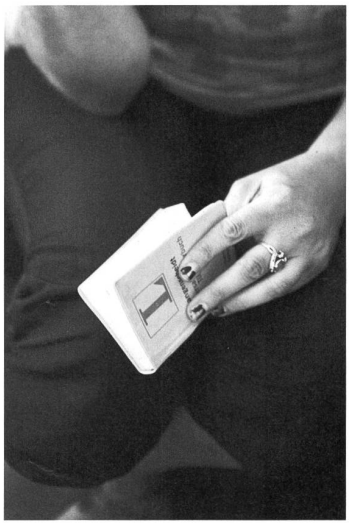
Im Juni hat der Nationalrat eine Verschärfung der Asylbestimmungen beschlossen. Für Asylsuchende ist nur noch Nothilfe vorgesehen. Im September wird sich der Ständerat dazu äussern. Die Schweiz gibt im Asylwesen eine Milliarde Franken pro Jahr aus. Das Militär kostet vier Milliarden. 2011 haben sich die Räte geeinigt, den Betrag für das Militär auf fünf Milliarden pro Jahr zu erhöhen.

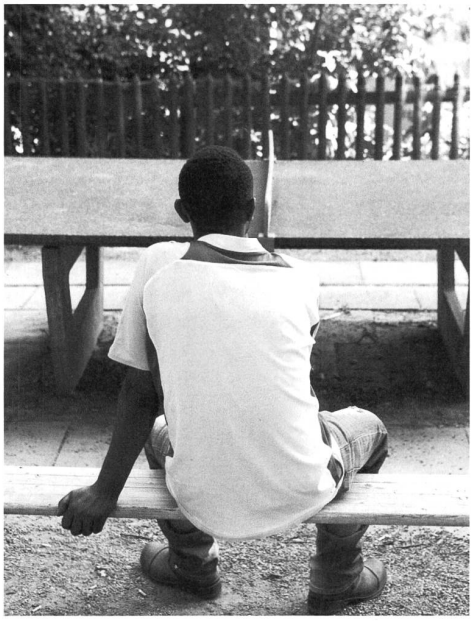
Solihausfest. Samstag, 8. September, ab 11 Uhr. Mehr Infos: www.solidaritaetshaus.ch

Solidaritätsnetz Ostschweiz (Hrsg.): «Das hier … ist mein ganzes Leben. Abgewiesene Asylsuchende mit Nothilfe in der Schweiz. Limmat Verlag, Zürich 2012. Fr. 34.–



István Deér ist seit dem November Hausleiter des Solidaritätshauses St. Gallen.





Solomon spielt auch im Winter gerne Pingpong.

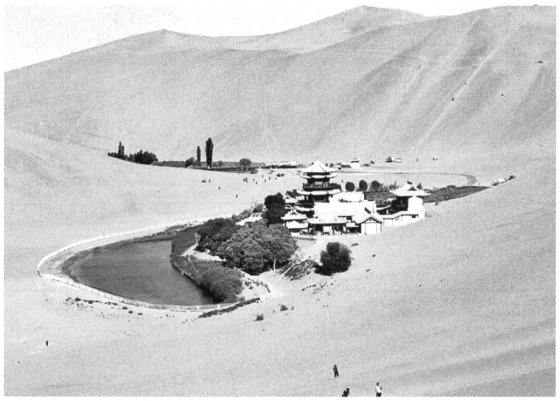
Dileks Deutsch wird täglich besser.

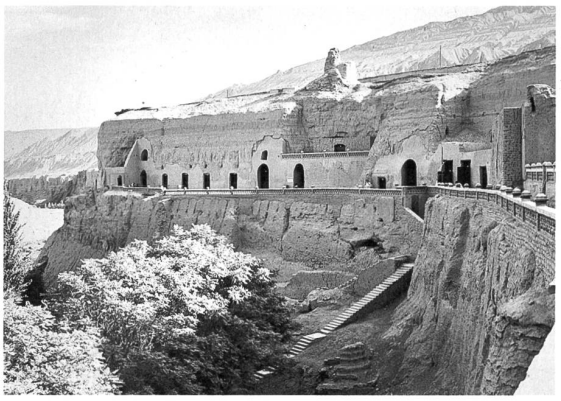
Die freiwilligen Helfer Verena …

… und ihr Mann John kochten Hackbraten am Tag zuvor.

Bilder: Tobias Siebrecht

Warum sich Horrorbusfahrten nach Turfan lohnen





Vom Mondsichelsee in der Oasenstadt Dunhuang bis zu den Ruinen von Gaohang … Bilder: pd

Nach zwei Tagen in der Zehn-Millionen-Stadt Xi'an, einst Kaiserstadt und Ausgangspunkt der Seidenstrasse, nach einem Spaziergang über die vierzehn Kilometer lange und gut vierzehn Meter breite Stadtmauer, nach dem Besuch der Grossen Wildganspagode (davon noch später), nach der Begegnung mit der islamischen Welt in der im chinesischen Tempelstil erbauten Grossen Moschee und dem Nichtbesuch der touristisch ausgelutschten Terrakottaarmee, im bequemen Nachtzug (vierzehn Stunden) in Lanzhou angelangt; verrufen als dreckigste Stadt Chinas. Noch am gleichen Tag weiter in die grossartige Bergwelt des tibetischen Hochlands und schliesslich auf 2800 Meter Höhe in Xiahe und dem Kloster Labrang angekommen; im zweitwichtigsten Zentrum der buddhistischen Gelugpa-Schule (der Dalai Lama gehört dieser Richtung an, Anm. d. Red.).

*

Nach zwei Tagen der Auseinandersetzung mit dem buddhistischen Wallfahrtsort, gerührt von der Hingabe der Mönche und den oft armselig daherkommenden Pilgerinnen und Pilgern, irritiert vom Dreck ums Kloster (nicht innerhalb!) und von archaisch anmutender Gläubigkeit, nach einer abenteuerlichen Dreckstrassen-Fahrt in einem eher klapprigen Kleinbus über einen fast matterhornhohen Pass, nach kurzem Aufatmen in der bunten Marktstadt Tongren bei einer feinen Nudelsuppe und nach unvergesslicher Überquerung des hier bereits überraschend breiten Gelben Flusses, nun in der trostlosen Grossstadt Xining gestrandet; noch nicht wissend, dass sich nachts Ratten im Hotelzimmer bekämpfen werden.

*

Und noch weiter. Nach einer erfrischenden Nacht unter klarem Sternenhimmel in einem am Koko-Nor-See (Salzsee auf 3205 Meter) gelegenen und von Tibetern betriebenen Zelthotel, über einen hohen Pass und durch eine endlos scheinende Steinwüste bis nach Golmud gefahren; flächenmässig die grösste Stadt der Welt (drei Mal so gross wie die Schweiz, mit nur rund 250'000 Einwohnern). Nach einem trostlosen Samstagabend wiederum in fast endloser Fahrt zur legendären Oasenstadt Dunhuang weiter, mit ihren touristisch gnadenlos ausgebeuteten Markenzeichen: bis zu 400 Meter hohen, ersteigbaren Sanddünen und dem niedlichen Mondsichelsee. Schliesslich nach zwei Verwöhntagen in einem der besten Hotels der Region und fast achtzehn Stunden in einer sargähnlichen Bus-Koje ausgepowert am Reiseziel angekommen: in Turfan.

Ella Maillart auf den Fersen

Die Oasenstadt ist nach dem Toten Meer und dem See Genezareth der am dritttiefsten gelegene Ort der Welt und der heisseste in China. Das Thermometer steht beim Aussteigen aus dem Horrorbus um zwölf Uhr mittags bei vierzig Grad – und es wird noch heisser werden.

Bis nach Golmud sind wir der gleichen Route gefolgt wie die grosse Schweizer Schriftstellerin, Fotografin, Journalistin und 1924 olympische Einhandseglerin Ella Maillart (1903–1997). Mit dem «Times»-Journalisten Peter Fleming (1907–1971), dem Bruder des James-Bond-Erfinders Ian, hat sie, zum Teil noch auf Kamelen, die Seidenstrasse bis nach Kaschmir erkundet. Ihre oft gefährliche Reise hat sie im literarischen Vorläufer eines Road-Movies «Verbotene Reise» eindrücklich beschrieben. Ab Golmud sind die beiden Abenteurer der südlichen Route der Seidenstrasse bis Kaschgar gefolgt, wir fuhren per Bus in den Hexi-Korridor und schwenkten somit auf die nördliche Route um, die ebenfalls nach Kaschgar führt.

5272 unterirdische Kilometer

Turfan wirkt heute mit nur einer halben Million Einwohner eher verschlafen. Das quirlige, gut vier Stunden entfernte Urumqi, Zentrum der Autonomen Uigurischen (Unruhe-) Provinz, hat der Oasenstadt in dieser Hinsicht längst den Rang abgelaufen. Als wichtige Relaisstation der Seidenstrasse war Turfan lange ein wichtiger Umschlagplatz für chinesische, persische, vorderasiatische und einheimische Produkte, aber auch Ort des geistigen Austauschs und des Widerstands der islamischen Uiguren gegen die chinesischen Eroberer. Die Stadt, umgeben von einer sandigen Wildnis, ist eine grüne Insel der Fruchtbarkeit. Dies verdankt sie einem ausgedehnten unterirdischen Bewässerungssystem, Karez genannt, arabischen Ursprungs und gut 2000 Jahre alt. In der Glanzzeit umfasste es 1784 Schachtlinien mit einer Totallänge von 5272 Kilometern und 172'367 Querschäften. Teile davon sind immer noch in Betrieb, gegen Eintritt lässt sich in einigen Schächten die wohltuende Kühle geniessen. Der

chinesische Staat erhebt für touristische Sehenswürdigkeiten und touristisch erschlossene Naturschönheiten zum Teil recht saftige Eintritte, dafür sind die meisten Museen gratis. Dank dem Karez-System wachsen hier zuckersüsse und kernlose Trauben, die zu Rosinen getrocknet oder zu einem überraschend guten Wein gekeltert werden. Willkommen bei dieser Hitze ist auch die Idee, einige Strassen mit Weinreben zu überranken. Das Pflücken ihrer Trauben ist aber strengstens verboten.

Bis Dschingis Khan kam

So richtig geschichtsträchtig wird Turfan erst durch seine Umgebung: die Ruinenstädte Gaochang und Jiaohe, das Gräberfeld Astana und die Flammenden Berge mit den Grotten von Bezeklik. Ein gemütlicher Uigure karrt uns eselgezogen und vor sich hinsingend durch die Ruinen von Jiaohe zu den Überresten eines buddhistischen Tempels. Im 2. Jahrhundert v. Chr. Hauptstadt eines unabhängigen Reichs, fiel Jiaohe später unter die Kontrolle der Chinesen, dann der Tibeter. Sie erlebte eine Blütezeit unter den Uiguren und wurde nach der Eroberung durch Dschingis Khans Heer im 13. Jahrhundert verlassen. Aber auch indoeuropäische Tocharer, gnostische Manichäer aus Persien und frühchristliche Nestorianer – für ihren Glauben, dass Jesus aus einer göttlichen und einer menschlichen Person bestehe, wurden sie exkommuniziert – haben in dieser Gegend Spuren hinterlassen.

Hallo, zahlen!

Eingebettet in die zerklüfteten und vegetationslosen Flammenden Berge, die in der Nachmittagshitze glutrot leuchten, liegen die Grotten von Bezeklik, gut hundert Meter über einem Fluss in den lehmgelben Lössfelsen gegraben, 83 an der Zahl. Den grandios gelegenen «Tausend-Buddha-Höhlen» haben europäische Archäologen, allen voran die Deutschen Grünwedel und Le Coq, vor 108 Jahren übel mitgespielt. Sie schnitten die schönsten Fresken rüde heraus und brachten sie ins Museum nach Berlin, wo – Ironie der Geschichte – der grösste Teil durch alliierte Bombenangriffe zerstört wurde. Wir sind schon frühmorgens dort und erschauern vor den wenigen noch erhaltenen Fragmenten und sympathisieren mit den Chinesen, die über diesen Raub bis heute verbittert sind.

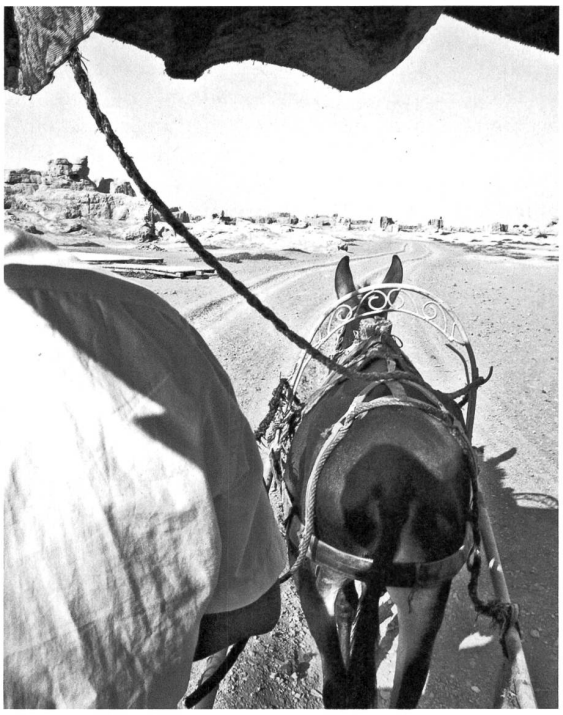
Zurück am Fusse der Flammenden Berge erscheint uns im Geiste der Pilger Hsüan-tsang, der hier im 7. Jahrhundert n. Chr. auf der Reise nach Indien ins Stocken kam. Nach siebzehn Jahren kehrte er zurück, jetzt beladen mit 657 Sanskrit-Rollen, die er zusammen mit Helfern in der Grossen Wildganspagode in Xi'an übersetzte und damit dem Buddhismus den Weg nach China, Korea und Japan öffnete.

Zu Ende geht die Reise einige Tage später im hervorragend gestalteten Museum von Urumqi – mit einem Blick auf eine mehr als 3000 Jahre alte Mumie, bekannt als die «Schönheit von Lou Lan», oder die «Mona Lisa des Ostens» genannt, inzwischen auch eine Weinmarke. Im stummen Zwiegespräch mit ihr dämmerte eine Erkenntnis herauf: Es war auf dieser Reise kaum möglich, sich mit Menschen in dieser Region auszutauschen. Dafür sprach niemand genügend Englisch und die Langnase aus der Schweiz kein Wort Chinesisch mehr als «Hallo» und «Zahlen!». Eigentlich erschreckend.

Richard Butz, 1943, ist Journalist in St.Gallen und durchquerte diesen Sommer auf Eseln, mit Bussen und Zügen das westliche China, von Xi'an nach Turfan und ein gutes Stück darüber hinaus.

Literatur:

Ella Maillart: Verbotene Reise.
Von Peking nach Kaschmir. Deutsche Erstausgabe 1938. Neuausgabe, Lenos Basel, 2003. Fr. 37.90
Wu Dunfo (Hrsg.): Footprints of Foreign Explorers on the Silk Road. China Intercontinental Press Urumqui, 2005.
René Grousset: Die Reise nach Westen.
Oder wie Hsüan-tsang den Buddhismus nach China holte. Diederichs Köln, 2003. Fr. 32.90



... ging die Reise mit den unterschiedlichsten Gefährten über mehrere tausend Kilometer. Bilder: Richard Butz